

Ein junger Mann aus Offenbach fliegt in
die Türkei in den Urlaub, seine Mutter denkt sich
nichts dabei. Dann erfährt sie: Adrian ist
im Iran ums Leben gekommen. Was ist passiert?
Verzweifelt sucht sie nach der Wahrheit.
Am Ende stehen verstörende Antworten



Ihr verlorener Sohn



Adrians Mutter Maria
Torres auf ihrer
Veranda in Offenbach

Das letzte Mal, als sie mit ihrem Sohn telefonierte, sagte er: *Wir kommen jetzt nach Hause, Ma*. Die Verbindung war schlecht, es klang, als sei er sehr weit weg. Er war aufgebrochen, um in den Urlaub zu fahren. Er hatte seiner Mutter Fotos aus der Türkei geschickt, vom Meer, vom Strand.

Adrian kam nie nach Hause. Nur sein lebloser Körper.

In Offenbach am Main sitzt die Mutter auf ihrem Sofa, vor ihr liegt ein Stapel Papiere, durch den sie blättert, die Akte ihres Sohnes. Da ist die Passkopie: Adrian Scott Torres. Ein paar Seiten danach die Bestätigung dessen, was jede Mutter und jeder Vater am meisten fürchtet. Ein nüchternes Behördenformular, ausgestellt von der deutschen Botschaft in Teheran. »Leichenpass« steht in der Betreffzeile. »Todesursache: Erfrieren. Im Alter von Jahren: 27.«

Sie blättert weiter, kommt zu einem mehrseitigen Obduktionsbericht des Universitätsklinikums Frankfurt: »Hinweise auf ein Erfrieren haben sich im Rahmen der gerichtlichen Leichenöffnung nicht ergeben.« Stattdessen: »Hinweise auf erhebliche stumpfe Gewalteinwirkungen«. Zweifacher Bruch der Wirbelsäule. Mutmaßliche Einblutung in das Rückenmark. Ein Rippenbruch. Eine Risswunde an der Stirn. Und: »Das Herz fehlt.« In ein und derselben Akte liest die Mutter zwei verschiedene Versionen vom Tod ihres Sohnes.

Maria Torres, 54 Jahre alt, Tochter spanischer Gastarbeiter, gelernte Friseurin, war einst eine Frau, die abends ausging mit ihren Freundinnen, die gerne ins Ausland reiste. Heute ist sie eine Frau, die sich kaum noch mit anderen Menschen treffen mag, die nicht mehr als Friseurin arbeiten kann. An den meisten Tagen, sagt sie, fühle sich das Leben nicht mehr so an, als würde sie leben, sondern als würde sie überleben.

Eine Frau, die ihren Mann verliert, ist eine Witwe. Ein Kind, das seine Eltern verliert, ist eine Waise. Und eine Mutter, die ihr Kind verliert? Die deutsche Sprache hat kein Wort dafür. Ist man noch eine Mutter, wenn man kein Kind mehr hat?

Alles in Maria Torres' Wohnung erinnert an Adrian. An der Garderobe hängt noch seine rote Daunenjacke. In dem Zimmer, das früher seins war, stehen noch seine ers-

ten Sneaker, Schuhgröße 18½. Die Wände voller Kinderfotos. Adrian, wie er zum ersten Mal ein Stück Schokolade probiert, sein Mund verschmiert. Adrian zwischen Goofy und Micky Maus in Disneyland. Adrian vor den Niagarafällen, auf Mallorca, in Kroatien. Im Flur ein Kalender, der noch immer den 29. März 2018 anzeigt. Den Tag, an dem Adrian mutmaßlich ums Leben kam.

Die Recherche zu diesem Fall begann vor zwei Jahren, als Maria Torres eine Mail an die Redaktion schrieb. »Ich würde gerne, dass der Tod meines Sohnes aufgeklärt wird, auch um anderen zu helfen, vielleicht sogar ihr Leben zu retten. (...) Ich komme aber leider nicht weiter. Ich wäre Ihnen sehr dankbar für Ihre Hilfe.« Seitdem habe ich versucht, zu rekonstruieren, was geschehen ist. Bei meinem ersten Besuch im September 2019, als Maria Torres auf ihrem Sofa sitzt und durch die Behördenpapiere blättert, weiß ich noch nicht, dass Dutzende Treffen und Gespräche mit ihr folgen werden – auch mit anderen Familienangehörigen und mit Freunden von Adrian Scott Torres, mit Anwälten, Experten und weiteren Menschen, die mit diesem Fall zu tun haben. Dass die Recherche in eine Welt der Gewalt und des religiösen Fanatismus führen wird.

Ganz am Anfang ist da eine Mutter, die Fragen stellt. »Was haben die nur mit meinem Sohn gemacht? Haben sie ihn gefoltert?« Und: »Wieso war Adrian im Iran? Was ist passiert?«

Adrian

Maria Torres lernt Adrians Vater 1988 in einer Disco kennen, sie ist 20, er 19 und als Soldat der U. S. Army in Hessen stationiert. Sie spricht kein Englisch, er spricht kein Deutsch, sie verstehen einander trotzdem. Sie heiraten und überlegen, gemeinsam in die USA zu ziehen, aber als sie in Georgia ein paar Wochen lang zusammenleben und als *mixed couple* von Passanten angefeindet werden – er schwarz, sie weiß –, bittet Maria Torres ihren Mann, zurück nach Offenbach zu gehen. Dort kommt Adrian zur Welt, am 8. August 1990.

Seine ersten Schritte mit zehn Monaten. Sein erstes Wort: »Daddy.«

Als Adrian sechs Jahre alt ist, trennen sich Maria Torres und ihr Mann, er zieht zurück in die USA. Alle paar Jahre fliegt Maria Torres mit Adrian nach Amerika, damit er seinen Vater sieht, der eine neue Familie gegründet hat. Je ferner der Vater für den Sohn ist, desto enger wird das Verhältnis zwischen Sohn und Mutter. »Adrian war mein einziges Kind«, sagt Maria Torres. »Seit seinem siebten Lebensjahr waren wir allein. Der Adrian war an erster, zweiter und dritter Stelle. Vielleicht habe ich etwas geklammert.«

Adrian besucht eine Gesamtschule in Offenbach. Auf dem Schulhof ist er einer der coolen Jungs, so erinnern sich seine Freunde von damals, er datet die schönsten Mädchen seines Jahrgangs. Wenn er mit seiner Mannschaft ein Basketball-Match hat, steht Maria Torres am Spielfeldrand und feuert ihn an.

Er ist ein talentierter Rapper, es gibt viele Tonaufnahmen und Videos davon. Als er einmal beinahe den Muttertag vergisst, nimmt er ihr einen Song auf: *Mama, zum Muttertag hab ich kein Geschenk gekauft, ich hab dafür nur ein Blatt Papier gebraucht (...). So, wie du bist, hab ich gelernt, was Liebe ist.*

Er macht seinen Realschulabschluss, dann eine Ausbildung in einem Callcenter. Als er 20 ist, zieht er zu seinem Vater nach New Jersey, er will dort Musik studieren, besteht die Aufnahmeprüfung. Nach vier Monaten zerstreiten sich die beiden. Adrian fliegt zurück nach Offenbach, zieht wieder zu seiner Mutter in die Dreizimmerwohnung. Sie sagt, er habe damals nicht so recht gewusst, wohin mit sich. Häufig geht er feiern, kommt zugehörnt nach Hause. »Eines Morgens saß er hier in der Küche und hat mir erzählt, dass er aufhören wollte damit, mit dem Alkohol, den Drogen.«

»Was, wenn er zum IS will?«

Bei einem unserer Treffen zeigt Maria Torres ein Foto, das sie etwa zu dieser Zeit aufnahm. Darauf sieht man Adrian in Lufthansa-Uniform, er steht am Frankfurter Flughafen, wo er im Kundenservice arbeitet. Maria Torres erinnert sich, wie stolz sie damals gewesen sei, dass ihr Sohn einen festen Job fand bei

einem deutschen Traditionsunternehmen. Am Flughafen habe sich Adrian mit einem älteren Kollegen angefreundet, der habe ihn mitgenommen in die Moschee. Religion hatte in Adrians Leben bis dahin keine Rolle gespielt. Er war nicht einmal getauft, weil Maria Torres, selbst katholisch erzogen, nichts hielt von der Kirche.

Ein neues Leben

»Ich dachte, seine Moscheebesuche sind nur so 'ne Phase«, sagt Maria Torres. »Solange Adrian nicht mit seinem Teppich ankommt, wird das schon okay sein.« In den Medien ist damals, 2014, kaum ein Thema so präsent wie der Terror des sogenannten Islamischen Staates. Der IS hat gerade das Kalifat in Syrien und im Irak ausgerufen. Im Internet kursieren Videos von Kämpfern, die schwarze Flaggen mit weißem Schriftzug tragen, von Geiseln in orangefarbenen Overalls, von Erschießungen und Köpfungen. Zehntausende aus der ganzen Welt machen sich auf den Weg in den Dschihad. Offenbach, eine Stadt, in der es genauso viele Moscheen wie Grundschulen gibt, gehört für die islamistischen Rekrutierer zu den zuverlässigsten Quellen, mehrere Dutzend junge Menschen brechen von hier aus nach Syrien und in den Irak auf.

Adrian lässt sich einen langen Bart wachsen. Er will nicht mehr Ostern und Weihnachten feiern. Er bricht den Kontakt zu seinen alten Freunden ab, verbringt immer mehr Zeit in der Moschee. In einem Schrank bewahrt Maria Torres all die Dokumente von Adrian auf, darunter auch einen Zettel vom 10. Dezember 2015: »Hiermit bescheinigen wir, dass Herr Adrian Scott Torres (...) heute unter Ablegung des islamischen Glaubensbekenntnisses zum Islam übergetreten ist.«

In ihrem Wohnzimmer erinnert sich Maria Torres an ihre Sorgen. »Ich habe mich gefragt: Was, wenn er zum IS will? Was, wenn mein Sohn ein Terrorist ist?« Immer wieder sucht sie damals das Gespräch mit Adrian, so erzählt sie es. Und immer wieder versichert er ihr, dass er nicht vorhabe, sich in die Luft zu sprengen. Dass es haram sei, was der IS mache, verboten. Einmal schickt

er ihre eine WhatsApp-Nachricht: Brauchst keine Angst haben, Ma, ich werd nicht für den IS ausgebildet.

Sie sieht, dass der Glaube ihm zu helfen scheint. »Adrian hat so eine Stärke entwickelt. Er war ja eigentlich faul, immer schon. Und dann? Dann steht er plötzlich sonntagsmorgens um fünf Uhr auf fürs erste Gebet.«

Es gibt aber auch Momente, in denen Maria Torres ihren Sohn kaum wiedererkennt. Als sie einmal im Auto Radio hört, schaltet er es ungefragt aus. Musik sei haram – sagt er, der ein paar Jahre zuvor noch Musiker werden wollte. Immer häufiger schimpft er auf sein altes Leben, und Maria Torres, so erzählt sie es, empfindet es auch als Angriff auf ihre gemeinsamen Jahre. All die Reisen, all ihre Bemühungen, ihm eine schöne Kindheit zu bereiten: Geburtstagstorten, Weihnachtsgeschenke, jeden Morgen Schulbrote schmieren. »Manchmal war er mir so fremd. Obwohl er mein Sohn war, hat er mich fast schon angeekelt mit seinen ganzen Waschungen.«

Adrian ist 26 Jahre alt, seit einem Jahr konvertiert, als er seiner Mutter im Januar 2017 sagt, er wolle heiraten. Maria Torres fragt, wer sie denn sei, er habe doch gar keine Freundin. Die Schwester eines jungen Mannes, den er in der Moschee kennengelernt habe, sagt Adrian. Er bittet seine Mutter, ihn zur Familie zu begleiten. Ein Altbau im Zentrum von Offenbach, kaum geht die Wohnungstür auf, verschwindet Adrian mit dem Vater, und Maria Torres, erinnert sie sich heute, wird in das Wohnzimmer geführt, wo sie die Braut und die Brautmutter trifft, beide tragen Kopftuch. In diesem Moment habe sie begriffen: Sie lernt die zukünftige Frau ihres Sohnes kennen, bevor er selbst sie kennenlernt. Adrian, der Frauenschwarm seiner Schule, will ein Mädchen heiraten, das er noch nie gesehen hat.

Sie heißt Selima und ist 17 Jahre alt. Ihre Mutter ist Italienerin, ihr Vater Tunesier. Auf Maria Torres wirkt sie damals sehr selbstsicher. »Ich habe mich gefühlt, als wollte man ein Geschäft mit mir abschließen. Ich sollte mein Einverständnis geben, dass die beiden heiraten. Wie im Mittelalter!« Maria Torres gibt ihr Einver-

ständnis trotzdem. »Ich dachte, er ist jetzt über'n Berg, er gründet jetzt eine Familie.«

Das Verschwinden

Selima wird 18. Die beiden heiraten standesamtlich und ziehen in eine gemeinsame Wohnung. Am 10. Dezember 2017 besuchen sie Maria Torres, wie so häufig sonntags. Draußen schneit es. Adrian habe gesagt, sie wollten spontan in den Urlaub fahren, Antalya, Türkei. Drei Stunden sitzen sie bei seiner Mutter auf dem Sofa, reden, schauen fern. Maria Torres schneidet ihrem Sohn die Haare. Sie verabschieden sich voneinander. Maria Torres bietet den beiden an, sie am 24. Dezember in Frankfurt vom Flughafen abzuholen.

In den Tagen danach schickt Adrian seiner Mutter die Bilder vom Meer, vom Strand. Er ruft an und sagt, dass es ihnen gut gehe. Aber als sie am 23. und dann am 24. Dezember ihrem Sohn schreibt, bekommt sie keine Antwort. An Heiligabend ruft sie ihn abends an. Adrian geht nicht ran. Ein paar Minuten später schreibt er eine Nachricht: *Hi Ma, bei uns ist alles ok. Sind viel unterwegs, Stress. Wir reden dann in Ruhe.*

Am ersten Weihnachtsfeiertag schreibt sie ihm wieder, aber bei WhatsApp erscheint nur ein Haken – die Nachrichten kommen nicht mehr an. »Ich habe Selimas Mutter angerufen, um nach den Kindern zu fragen. Die sagte, ich müsse kommen. Wir könnten am Telefon nicht reden. Es sei was passiert.«

Sie fährt zu Selimas Eltern, Familie B. »Als ich die Wohnung betrat, hieß es: Handys aus dem Zimmer. Wegen Abhören. Ich kam mir vor wie in so einem Kriminalfilm.« Als sie in der Küche saßen, habe Frau B. zu ihr, Maria Torres, gesagt: Die Kinder kommen nicht mehr zurück. Selima hat einen Abschiedsbrief in ihrer und Adrians Wohnung hinterlassen, Familie B. hat ihn gefunden. Eine ausgerissene Seite aus einem karierten College-Block: *Liebe Mama, es tut mir leid das ich gegangen bin ohne dir was zu sagen ich Liebe dich ich werde dich sehr vermissen (...) Vergis nicht deine gebete und in shaa allah werden wir uns irgend wann sehen wen nicht in diesen Leben dan im Paradies (...) Deine Selima*

»Todesursache Erfrieren«

Mehrmals am Tag versucht Maria Torres, ihren Sohn zu erreichen, immer vergeblich. Sie schreibt die deutsche Botschaft in der Türkei an. Das Auswärtige Amt. Sie gibt eine Vermisstenanzeige auf bei der Polizei. Der Staatsschutz wendet sich an sie und bittet sie, ins Präsidium zu kommen. Vier Stunden lang werden ihr Fragen gestellt zu ihrem Sohn. Er war offenbar beobachtet worden, weil er der salafistischen Szene nahestand.

Ist ihr Sohn vielleicht doch ein Terrorist? Verschwand er, um für den IS zu kämpfen? Aber wo? Ist die Terrororganisation nicht längst Geschichte? Es ist Anfang 2018. Der IS hat in den vergangenen Monaten sein Kalifat verloren, er kontrolliert nur noch ein Stück Wüste. Die deutschen Behörden registrieren kaum noch Ausreisen von Dschihadisten Richtung Syrien oder Irak.

Am 16. März 2018, drei Monate nachdem sie ihn zum letzten Mal gesehen hat, klingelt ihr Telefon. Adrian. Eine Freundin ist zu Besuch, sie hört das Telefonat mit und bestätigt heute dessen Inhalt. »Adrian war sehr ... kalt«, sagt Maria Torres, »als würde jemand hinter ihm stehen und ihm sagen, was er sagen muss. Er sagte: *Uns geht's gut. Wir haben wieder Essen und Trinken. Wir kommen jetzt nach Hause, Ma.* Es folgt ein rätselhafter Satz, der Maria Torres noch lange beschäftigen wird: *Selimas Vater hat's verkackt.* »Ich habe ihn gefragt: Wo seid ihr denn? Aber Adrian hat nur gesagt: Ich kann jetzt nicht so lang telefonieren.« Er legt auf.

Tagelang schaut Maria Torres im Videotext, wann die Flüge aus der Türkei in Frankfurt landen. Tagelang wartet sie darauf, dass ihr Sohn durch die Tür kommt. Sie schreibt Selimas Eltern eine Nachricht, ob sie etwas von den Kindern gehört hätten. Sie möge vorbeikommen, schreiben die Eltern zurück, sie müssten dringend reden. Als sie in der Küche der Familie B. sitzen, die Telefone wieder in einem anderen Raum, sagen die Eltern, sie hätten von Selima gehört. Sie sitze in einem Gefängnis, im Iran, und habe mit ihnen am Telefon sprechen dürfen. Und dann drei Wörter, so kurz und so unendlich zugleich: »Adrian ist tot.«

Zu Hause nimmt Maria Torres den Koran und die Bibel aus ihrem Bücherregal und zerreißt sie in Fetzen, tagelang bedecken sie den Wohnzimmerboden, auf ihrem Handy hat sie noch heute ein Foto davon. Sie schafft es damals, selbst mit ihrer Schwiegertochter zu telefonieren. Adrian sei auf der Flucht zurück nach Deutschland in ihren Armen gestorben, sagt Selima. Er sei erfroren.

Wenn Adrian und Selima Salafisten waren, wie es der Staatsschutz vermutet, wieso waren sie dann im Iran gewesen – ausgerechnet in einem schiitischen Land? Adrian war doch Sunnit.

Maria Torres kündigt ihre Lebensversicherung, um die fast 6000 Euro für die Überführung ihres Sohnes zu bezahlen. Die Chefin der iranischen Logistikfirma, die damit beauftragt wird, erinnert sich heute daran, wie schwierig es war, an den Leichnam zu gelangen. Die iranischen Behörden mauern, die Polizei ist involviert. Irgendwie scheint Adrians Tod eine Sache zu sein, für die sich die Geheimdienste interessieren. Es dauert Wochen, bis Adrian in einem Holzsarg in Deutschland ankommt. Mit ihm der Leichenpass, von der deutschen Botschaft in Teheran. »Todesursache: Erfrieren.«

Maria Torres geht in den Keller des Bestattungsinstituts. Sein Körper. Auf seiner Brust ein Tattoo, der Name seiner Mutter: Maria. »Ich weiß nicht, wie lange ich dort stand. Ich wollte gar nicht mehr da raus. Ich wollte mit ihm sterben.«

Maria Torres hat entschieden, dass die Beerdigung auf dem muslimischen Teil des Friedhofs stattfinden soll, Adrians Freunde und seine alte Schulklasse sind eingeladen. Von Familie B., der Familie seiner Frau, die noch immer im Iran in Haft sitzt, ist niemand da.

Woran starb Adrian?

»Todesursache: Erfrieren.« Aus den Akten und einer Antwort des Auswärtigen Amtes auf meine Fragen ergibt sich, dass die deutsche Botschaft diese Information vom iranischen Außenministerium bekommen hat. In einer Verbalnote schreibt das Ministerium, es habe einen Schneesturm in der Grenzregion gegeben, bei dem mehrere

Personen, die illegal versuchten, die Grenze vom Iran in die Türkei zu überqueren, gestorben seien. Unter den Todesopfern sei »bedauerlicherweise auch ein deutscher Staatsbürger«. Später ergänzt das iranische Außenministerium, Adrian Scott Torres sei »bei einem Unfall in der Grenzregion ums Leben gekommen«.

Es lassen sich keine Medienberichte zu diesem angeblichen Schneesturm finden – zu anderen Schneestürmen an anderen Tagen schon. Die nächstgelegene Wetterstation in der besagten iranischen Region hat am angegebenen Todestag keinen Schnee registriert. Aber Schauer und Gewitter. Die Grenze Richtung Türkei verläuft durch ein Gebirge – natürlich können sich die Wetterverhältnisse dort schnell ändern.

Als Journalistin mit deutschem Pass ist es kaum möglich, an ein Visum für den Iran zu gelangen. Deshalb hat eine lokale Journalistin für uns im Iran recherchiert. Sie stellte Anfragen an die iranischen Behörden, wie es zu diesen Aussagen kam und ob sie mehr wissen über den Tod von Adrian Scott Torres. Keine Antwort.

Adrians Beerdigung ist Monate her, als Maria Torres im August 2018 eine überraschende und verwirrende Nachricht erhält: Er ist nicht erfroren.

Der hessische Staatsschutz war vor der Beerdigung in das Bestattungsinstitut gekommen und hatte angeordnet, Adrians Leiche von Spezialisten obduzieren zu lassen. Auch die Kriminalpolizei scheint vom Ergebnis überrascht zu sein. Ein Ermittler notiert: »Zur näheren Klärung der Todesumstände wird vordringlich versucht über INTERPOL Erkenntnisse aus dem Iran zu gewinnen.«

Zweifacher Bruch der Wirbelsäule. Mäßliche Einblutung in das Rückenmark. Ein Rippenbruch. Eine Risswunde an der Stirn. Das Herz fehlt. »Da sind verschiedene Ursachen denkbar«, sagt Klaus Püschel, einer der erfahrensten deutschen Rechtsmediziner. Für diesen Artikel hat er sich den Obduktionsbericht angeschaut. Die Brüche und anderen Verletzungen müssen entstanden sein, als Adrian noch am Leben war, sagt Püschel. »Das könnte zum Beispiel ein Sturz aus einigen Metern Höhe sein. Oder stumpfe Gewalteinwirkung, beispielsweise



Eines ihrer liebsten Bilder:
Maria Torres mit Adrian 2012
bei einer Konfirmation



durch einen Gewehrkolben.« Eher keine systematische Folter, keine Peitschenhiebe. Vielleicht sei Adrian mit einem stumpfen Gegenstand massiv geschlagen worden, an den Brustkorb, ins Kreuz, an die Stirn.

Die Polizei ermittelt gegen Selima B.

Warum das Herz fehlt, kann Klaus Püschel sich kaum erklären. Für einen Organraub könne es nicht verwendet worden sein – ein Herz lässt sich nur transplantieren, wenn jemand auf einer Intensivstation stirbt. Vielleicht haben iranische Mediziner das Herz für feingewebliche Untersuchungen einbehalten. Dass sie Adrians Leichnam obduziert haben, sei offensichtlich, sagt Püschel – wenn auch nicht nach deutschen Standards.

Unsere Versuche, an den iranischen Obduktionsbericht zu gelangen, scheitern. Auch der deutschen Kriminalpolizei ist das nicht gelungen. Aber es gibt eine Person, die wissen könnte, was wirklich passiert ist: die Frau, die Adrian geheiratet hat. Die Frau, die mit ihm in den Iran gegangen ist.

Zwei Tage nach Adrians Beerdigung wurde sie aus iranischer Haft entlassen, flog nach Rom und kehrte von dort nach Offenbach zurück. Selima B. hat Profile in den sozialen Netzwerken, auf Facebook, Instagram, TikTok. Überall, wo ich sie anschreibe, blockiert sie mich. Ich schreibe eine Mail an Selima B. und ihre Anwältin. Keine Antwort. Ich klinge an der Haustür der Familie B. Eine ruhige Straße im Zentrum von Offenbach, ein Altbau. »Hallo?«, sagt die Stimme eines jungen Mannes durch die Gegensprechanlage. »Ich komme von der ZEIT. Ich würde gerne mit Selima oder ihren Eltern sprechen.« – »Meine Mutter ist zu Hause«, sagt der Mann, vermutlich Selimas Bruder, »aber sie will nicht sprechen. Wir sind durch mit dem Thema.« – »Mit welchem Thema?« Keine Antwort. Ich klinge noch einmal. Dieses Mal die Stimme der Mutter: »Meine Anwältin ...« Die Verbindung bricht ab, dann kommt die Stimme der Mutter zurück: »Ich will nichts sehen, ich will nicht reden, ich will nicht hören, nix. Tschüs! Tschüs!«

Ein paar Tage später dann doch eine Mail der Anwältin: »Ich möchte Sie bitten, von jeglicher Kontaktaufnahme auch mit der Familie meiner Mandantin künftig abzusehen.«

Selima B. will zwar nicht mit mir reden, aber verschiedene Polizisten haben sie nach ihrer Rückkehr gesprochen, insgesamt dreimal – ich konnte die Protokolle der Vernehmungen einsehen. Sie betont darin immer wieder, Adrian habe im Iran den schiitischen Islam studieren wollen. Immer wieder beschreibt sie die zähe Reise, organisiert von Schleusern. Mit Bussen durch die Türkei. Der tagelange Fußmarsch über die Grenze, durch Flüsse, Schlamm und Schnee. In der Nähe Teherans lebten sie dann angeblich zweieinhalb Monate lang »in einem abgelegenen Haus in einem Bergort im Wald« und warteten darauf, dass Adrian ein Visum für sein Studium bekommt. Es habe nicht geklappt. Also hätten sie zurück nach Deutschland gewollt.

Auch bei der Beschreibung der Rückreise decken sich anfangs ihre Aussagen: Sie seien 35 bis 40 Leute gewesen. Flüchtlinge aus Pakistan und Afghanistan, Männer, Frauen, Kinder. Mit Transportern habe man sie Richtung türkische Grenze gefahren, dann hätten sie aussteigen und laufen müssen, mehrere Stunden lang über Berge, durch Schnee. Schließlich hätten die Schleuser die Gruppe zurückgelassen.

Ab hier werden Selimas Aussagen widersprüchlich. In der ersten Vernehmung – als Zeugin am Flughafen in Rom – sagt sie, Adrian sei bei der Grenzüberquerung erfroren, so wie zwölf andere aus der Gruppe. Polizisten hätten die Leichen in ein Krankenhaus gebracht. Sie selbst, sagt Selima B., sei festgenommen worden.

In der zweiten Vernehmung – als Zeugin bei der Polizei in Offenbach – berichtet sie, Adrian habe sich mit Pakistanern um einen Platz am Feuer gestritten und sei geschlagen worden. Sie habe noch seinen Puls gefühlt. »Dann ist er umgefallen. Ich glaube, er war dann tot.« Der Polizeikommissar fragt: »Ist Ihr Mann während der Reise mal von einer Höhe gestürzt?« Selima antwortet: »Nein.«

In ihrer dritten Vernehmung – jetzt als Beschuldigte, die von der Polizei erfahren hat, dass Adrian nicht erfroren sein kann

– erzählt Selima B. wieder etwas anderes: Adrian sei in den Bergen ausgerutscht und »fast runtergefallen«.

Da sind noch weitere Ungereimtheiten. Der Kommissar, der diese dritte Vernehmung im Auftrag des Staatsschutzes führt, bezweifelt Selimas Aussagen, so steht es im Protokoll. Er glaubt nicht, dass Adrian und Selima in den Iran wollten. Er glaubt, dass sie ein anderes Ziel hatten: »Ich denke, dass der Iran nur eine Zwischenstation und euer tatsächliches Reiseziel Afghanistan war, um euch dort den Taliban oder dem IS anzuschließen.«

Afghanistan. Das Land, in dem seit Sommer 2021 die Taliban herrschen. Das Land, in dem es eine terroristische Gruppe gibt, in deren Augen sogar die Taliban nicht streng genug sind. Den IS. »Es war nie die Rede davon, dass wir nach Afghanistan gehen wollten«, antwortet Selima B. dem Kommissar. »Ich sage wirklich nur die Wahrheit.«

Maria Torres und Familie B. beginnen zu streiten. Eine Eskalation, festgehalten in Sprachnachrichten, in denen Selima B. und ihr Vater Maria Torres beschimpfen, sie sei ein Hund, eine Lügnerin. Maria Torres teilt der Polizei mit, sie vermute, dass Selima B. und ihr Vater mehr wissen über den Tod von Adrian, dass sie womöglich involviert waren. Sie wittert gar eine Verschwörung: Kann es sein, dass ihr Sohn getötet wurde, damit Selima B. überleben konnte?

Die Polizei ermittelt gegen Selima B. wegen »Verdacht der Vorbereitung einer schweren staatsgefährdenden Gewalttat« und wegen Totschlag.

Einblicke in eine fremde Welt

An einem Februarmorgen dieses Jahres betritt Maria Torres, perfekt frisiert und fein gekleidet, in Frankfurt das Oberlandesgericht. Von den Polizisten der Sicherheitskontrolle wird sie mit ihrem Namen begrüßt. Sie nimmt Platz im Zuschauerraum von Saal II. Auf der Anklagebank sitzt nicht Selima B., sondern eine andere junge Frau. Mehrere Jahre lang war sie in Syrien beim IS.

Maria Torres ist hier, weil sie sich Einblicke erhofft in die Welt, in der ihr Sohn verloren ging. Sie hat sich angefreundet mit Eltern, deren Kinder zum IS gereist und nicht zurückgekehrt sind. Sie hat einen Verein in Adrians Namen gegründet und eine Facebook-Seite gebaut, »Never Forget Adrian Torres«, jede Woche lädt sie Fotos und Videos von ihm hoch und hofft auf Kommentare und Nachrichten. Hat vielleicht irgendwer eine Antwort darauf, was mit ihrem Sohn geschehen ist? Längst ist ihr klar, dass er sie angelogen haben muss. Dass er nicht war, was er vorgab zu sein: ein friedlicher junger Mann, ein kümmernder Sohn.

Allein in Frankfurt finden Woche für Woche Verhandlungen statt gegen Islamistinnen und Islamisten – gegen Attentäter und Beinahe-Attentäter, gegen Rückkehrerinnen und Rückkehrer. Maria Torres ist fast immer dabei. Früher begleitete sie ihren Sohn zu Basketballspielen, um ihm

nahe zu sein. Heute besucht sie Gerichtsprozesse fremder Menschen. »Ich sehe dort Adrian auf der Anklagebank sitzen«, sagt sie in einer Prozesspause. »Würde er sich verhalten wie die anderen? Würde er auch auf das deutsche System schimpfen?«

An diesem Tag im Februar ist ein Sachverständiger geladen, Guido Steinberg, einer der renommiertesten Terrorismus-Experten Deutschlands. Er sagt, die Rolle der Frauen werde oft unterschätzt, sie seien treibende Kräfte beim IS. Er referiert darüber, wie es mit dem IS weiterging nach seinen Niederlagen im Jahr 2017. Wie er sich in den Untergrund zurückzog und in »Provinzen« zersplitterte, in kleine Terrorzellen in Libyen, dem Jemen, auf den Philippinen, in Pakistan. Und in Afghanistan. Maria Torres sitzt im Zuschauerraum und hört sich all das an. Sie erfährt auch, dass viele junge Männer, die zum IS ausreisen, aus Familien mit getrennten Eltern kommen. Hinterher sagt sie, sie frage sich: Fühlte ihr

Sohn sich zu dieser Männerbande hingezogen, weil er ohne Vater aufgewachsen war?

Um Adrian Scott Torres geht es bei dem Vortrag vor Gericht nicht, aber später beschäftigt sich Guido Steinberg auf meine Anfrage mit dem Fall. Er wisse von niemandem, der es Ende 2017, als Adrian in die Türkei fuhr, noch zum IS nach Syrien oder in den Irak geschafft hätte, sagt Steinberg. Aber: Der IS habe ab 2016 dazu aufgerufen, in seine Provinzen zu kommen. »Wer kein Visum für Pakistan oder Afghanistan erhält, muss über den Iran reisen. Und das ist kreuzgefährlich.« Denn im Gegensatz zu anderen Terrororganisationen habe es sich der IS mit dem Iran verscherzt. Er habe allen Schiiten – und somit fast allen Iranern – mit dem Tod gedroht. Wer zum IS wolle, der sei im Iran ein sehr ungebetener Gast. Dschihadisten scheinen heute nicht mehr nur ihr Leben zu riskieren, wenn sie für den IS in den Kampf ziehen. Sondern schon früher, wenn sie sich auf den Weg machen.

ANZEIGE

ZEIT SHOP

»SAAL 210 – WENN MENSCHEN MORDEN«

Fälle aus dem Schwurgericht: Wahre Kriminalfälle, die fassungslos machen

In den Fällen, die in Saal 210, dem Schwurgerichtssaal des Kölner Landgerichts, verhandelt werden, geht es um Mord, Totschlag und die Frage nach dem »Warum«. Es sind Fälle, die fassungslos machen und Fragen aufwerfen, die oft keine Antwort erhalten.

Wer hat versagt? Warum musste das geschehen? Warum haben Behörden – wenn überhaupt – zu spät reagiert?

Nicht nur die Tat steht im Mittelpunkt. Die Aufgabe des Gerichts, die Hintergründe menschlicher Gewalt zu beleuchten und der Versuch, sie einzuordnen, ist das eigentlich faszinierende Thema dieser Fallsammlungen.

»Saal 210 – Wenn Menschen morden«
Wahre Fälle aus dem Schwurgericht von Hariett Drack,
Autorin ZEIT Verbrechen | Taschenbuch | 192 Seiten
12,- €* | Bestell-Nr. 45790

Neu



Jetzt erhältlich im Buchhandel oder unter:  shop.zeit.de/verbrechen

*Zzgl. Versandkosten | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg; Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser



Andenken an Adrian

Und für Adrian wäre eine Reiseroute über den Iran wohl besonders gefährlich gewesen, sagt Steinberg. Adrian war schwarz und sprach Englisch mit amerikanischem Akzent. Steinberg vermutet, die Iraner könnten ihn für einen Amerikaner gehalten haben. Einen Erzfeind, der illegal ins Land reist, um sich dem IS anzuschließen.

Ein Zeuge

Nach einem Jahr Recherche wird über Quellen, die hier nicht genannt werden wollen, an mich herangetragen, dass es jemanden gibt, der mehr wissen könnte über Adrian. Es dauert fast ein weiteres Jahr, bis er sich auf ein Gespräch einlässt. Ein Spaziergang am Rheinufer. »Können Sie mir einen anderen Namen geben in der Zeitung?«, fragt er. »Ich komme gerade wieder an in der Gesellschaft.« Nennen wir ihn also Ferhat Kaya.

Er ist eben erst aufgestanden, er hat eine Stelle bei einem Autozulieferer gefunden, in dieser Woche hat er Nachtschicht. Kaya ist ein höflicher Mann Ende zwanzig, der fast jungenhaft wirkt. Beim Reden blickt er verlegen auf den Boden. In der Sprache der Polizei ist er ein »Gefährder«. Zweieinhalb Jahre war er verschwunden, seit ein paar Monaten ist er zurück in Deutschland, erst in Untersuchungshaft, jetzt ist er frei auf Kautions und wartet darauf, dass sein Prozess beginnt. Ihm wird vorgeworfen, einen Anschlag geplant zu haben.

Ferhat Kaya lernte Adrian Scott Torres bei einem Grillfest in Frankfurt kennen. »Wir waren uns sympathisch. Er war ruhig, hat nicht viel geredet. So wie ich.« Sie trafen sich danach häufig in der Moschee. Nach dem Gebet gingen Adrian, er und ein paar andere junge Männer oft in den Park. »Wir sprachen darüber, den Brüdern und Schwestern zu helfen.« Gemeint war: sich dem IS anzuschließen. Kaya nennt keine Hintermänner, keine Rekrutierer, vielleicht auch aus Sorge, ihnen jederzeit auf Offenbachs Straßen begegnen zu können.

Dort im Park hätten sie ihre Pläne entworfen. Einer aus der Gruppe wurde auf die Philippinen geschickt. Ihm selbst sei »angebotet« worden, nach Afghanistan zu gehen – er sagt das, als ginge es um einen

Jobwechsel. Adrian, seine Frau Selima und er sollten sich im türkischen Antalya treffen. Und dann sagt er den Satz, der bestätigt, was sich nach all den Recherchen schon vermuten ließ: »Wir wollten über den Iran nach Afghanistan reisen und uns dort dem Islamischen Staat anschließen. Für immer. Das war der Plan.«

Sie wollten in die IS-Provinz Khorasan, benannt nach einer historischen Region in Zentralasien, in der heute Afghanistan liegt. In den vergangenen Jahren war der Begriff hauptsächlich Experten bekannt, Menschen wie dem Islamwissenschaftler Guido Steinberg. Seit Ende August 2021, seit dem Anschlag am Kabuler Flughafen, macht die Gruppe weltweit Schlagzeilen. Der IS-Khorasan hat sich zu dem Selbstmordattentat bekannt, bei dem mindestens 170 Afghanen und 13 US-Soldaten starben.

Die Gruppe, die laut Schätzungen aktuell etwa 1500 bis 2200 Mitglieder hat, versteckt sich in den Bergen im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet. In den vergangenen Jahren hat sie Hunderte Anschläge verübt, vor allem in Afghanistan, auf schiitische Demonstranten, auf Polizeistationen und Krankenhäuser, zuletzt auch immer öfter auf die neuen Machthaber im Land, die Taliban. Westliche Sicherheitsbehörden warnen davor, dass der IS-Khorasan weiter wachsen und bald internationale Ziele angreifen könnte.

Von deutschen Mitgliedern wissen die Experten nichts. Auch Ferhat Kaya sagt, er kenne außer ihnen niemanden, der sich auf den Weg gemacht habe. Sollten er, Adrian und Selima die Ersten sein?

Im November 2017 flog er los, Adrian und Selima folgten ihm. »In Antalya haben wir quasi unsere letzten Tage in Freiheit genossen. Wir waren am Meer und im Freizeitpark, wir sind Gokart gefahren und mit dem Riesenrad.« Über die Messenger-App Telegram nahm ein Schleuser Kontakt mit ihnen auf und schickte die Reiseroute: Mit Bussen fuhren sie durch die Türkei, Richtung iranische Grenze. Unterwegs sollten sie wieder und wieder Geld abheben, für die Schleuser. »Wir sind durch Schlamm gelaufen, über Steine, durch Wasser, es ging mir bis hier«, Kaya zeigt auf seinen Hals, »und ich kann nicht schwimmen.« Die Route,

die er – wie vor ihm Selima B. in ihren Aussagen bei der Polizei – beschreibt, ist bekannt: Tausende Afghanen, die Zuflucht in Europa suchen, haben sie genommen. Die drei aus Offenbach waren in umgekehrter Richtung unterwegs.

Nach tagelanger Reise hätten sie eine Art Flüchtlingscamp nahe Teheran erreicht, wo sie die Nacht verbringen sollten. Von hier aus sollte sie ein Bus zur afghanischen Grenze bringen. Frühmorgens seien weiße Autos vorgefahren, aus denen Polizisten stiegen. »Einer stellte uns Fragen in kaputtem Englisch. Er hat nach unserem Visum gefragt, wir verneinten.«

Die drei wurden in ein Gefängnis gebracht, getrennte Zellen. Sie hatten sich schon in Offenbach eine Ausrede überlegt, sagt Ferhat Kaya. Damals schien sie ihm überzeugend – heute muss er darüber lachen. »Wir haben gesagt, wir wollen Selimas Opa besuchen. Und dass der in Kabul lebt.« Er drückt herum, wenn man ihn weiter danach fragt. Vielleicht weil ihm klar ist, dass er Selima damit belasten könnte. »Die Ausrede hat Selima vorgeschlagen ... und der Adrian.« Selima hat keinen Großvater, der in Kabul lebt. Ihre Großväter lebten in Tunesien und Italien. Hört man Ferhat Kaya zu, kann man kaum fassen, mit welcher Naivität sich die drei auf den Weg gemacht haben. Auch den iranischen Beamten muss sofort klar gewesen sein, dass sie lügen.

Nach zwei oder drei Tagen, so erzählt es Kaya, wurden sie in einen Transporter gesetzt und verlegt. Sie mussten Augenbinden aufsetzen. Adrian fragte Kaya, ob auch sein Verhörer versucht habe, sie gegeneinander auszuspielen. Sie versprachen sich, einander nicht zu verraten: Sie wollten nur zu Selimas Opa.

Der Transporter hielt. »Ich musste aussteigen, die anderen beiden sind weitergefahren«, sagt Kaya. »Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen, nichts mehr von ihnen gehört.«

Vielleicht war es ein Unfall

Für Kaya folgten die schlimmsten 394 Tage seines Lebens, die Zahl wisse er so genau,

weil er jeden Tag einen Strich in die Wand seiner Zelle geritzt habe. 13 Monate Einzelhaft, kein Fenster, kein Tageslicht. Und bei jedem Verhör seine Antwort: Wir wollten nur zu Selimas Opa. Einmal habe der Verhörer gesagt: »Wir können dich jetzt auch umbringen.« Ein anderes Mal: »Adrian und Selima sind frei und zurück nach Deutschland.«

Nach 13 Monaten Leid sein Zusammenbruch, sein Geständnis. Als Belohnung sei er in ein anderes Gefängnis verlegt worden. Anderthalb Jahre Gruppenhaft. Es habe sich fast schon angefühlt wie Freiheit, sagt Kaya. Dann sei er abgeschoben worden. Erst aus seinem deutschen Haftbefehl, den ihm Polizisten am Frankfurter Flughafen zu lesen gaben, habe er von Adrians Tod erfahren. Und davon, dass sich der andere Freund, der auf die Philippinen gereist war, in die Luft gesprengt und elf Menschen in den Tod gerissen hatte.

Was genau wollten Adrian, Selima und er in Afghanistan? Ferhat Kaya zögert. Für Adrian und Selima könne er nicht antworten, nur für sich selbst. »Ich wollte dort kämpfen«, sagt er zwischen vielen Ähs, »halt dieses Märtyrertum.«

Er distanziert sich inzwischen vom Islamismus. »Wenn ich sehe, was jetzt in Afghanistan passiert, denke ich, war es gut, dass ich festgenommen wurde. Ich bin als anderer Mensch zurückgekommen.« Der Prozess, der ihn wohl bald erwartet, bereite ihm Sorge. Seine Strafe könnte milde ausfallen: Er ist reuig, er hat einen Job, die zweieinhalb Jahre in iranischer Haft dürften ihm angerechnet werden. Er habe keinen Kontakt zu Selima. Was Selimas Vater mit dieser ganzen Sache zu tun habe, wisse er nicht. Wahrscheinlich wird Selima B. in seinem Prozess als Zeugin geladen werden. Und noch jemandem wird Kaya dann begegnen: Maria Torres, die im Zuschauerraum des Gerichtssaals sitzen wird.

Adrian Scott Torres, Selima B. und Ferhat Kaya. Sie hatten das gleiche Ziel, sie wählten den gleichen Weg dorthin. Der eine ist tot. Der andere saß zweieinhalb Jahre in iranischer Haft und wird bald einem deutschen Richter gegenüberstehen.

Die Dritte aber, die keine Reue zeigt und offensichtlich nicht die Wahrheit sagt – sie ist davongekommen. Die Ermittlungen gegen sie wurden eingestellt, aus Mangel an Beweisen. In den sozialen Medien kann man sehen, dass sie inzwischen neu verheiratet ist. Selima B. lebt heute in Tunesien.

Weiterleben

In Offenbach fährt Maria Torres mehrmals in der Woche zum Friedhof. Bleibt stehen in der Nähe einer Kastanie. Beugt sich hinunter, küsst ihre Fingerspitzen und berührt dann das Grabmal ihres Sohnes. Adrian soll wissen, dass sie sich weiterhin um ihn kümmert. Oft erzählt sie ihm von ihrem Alltag. Wenn niemand in der Nähe steht, redet sie laut.

Fast vier Jahre – und Maria Torres weiß noch immer nicht, wie ihr Sohn ums Leben kam. Über das, was im Iran passiert ist, gibt es nur Hypothesen.

Die Version, an die gut unterrichtete Quellen glauben, die sich mit dem Fall beschäftigt haben: Adrian Scott Torres wurde in iranischer Gefangenschaft zu Tode geprügelt. Auch der Islamwissenschaftler Guido Steinberg hatte gesagt, den Iranern sei es zuzutrauen, dass sie jemanden wie ihn foltern und töten. Aber wieso tauchte dann überhaupt sein Leichnam auf? Wäre es nicht einfacher gewesen, ihn spurlos verschwinden zu lassen?

Vielleicht kam Adrian auch frei aus der Haft und war auf dem Heimweg nach Deutschland. Er hatte ja angerufen bei Maria Torres. *Wir kommen jetzt nach Hause, Ma.* Vielleicht wurde er in den Bergen von Kriminellen ausgeraubt und verprügelt. Die Grenzregion ist bekannt für ihre Schmuggelrouten und dafür, dass manche Schleuser dort ihre Kunden eher als Ware denn als Menschen betrachten. Aber gäbe es dann nicht Zeugen? Andere aus der Gruppe, die in Richtung Türkei reisten?

Vielleicht war es ein Unfall, ein tödlicher Sturz. Aber hätte auch das nicht irgendjemand mitbekommen müssen? Selima B.? Einer der Beamten, die die Gruppe laut Selima B.s Aussagen in den Bergen festnahmen?

Selimas Vater hat's verkackt. Was Adrian mit diesem Satz gemeint hat, welche Rolle die Familie B. genau spielt, wird offenbleiben. So lange, bis Selima B. und ihr Vater endlich sagen, was sie wissen.

Im Frühjahr dieses Jahres hatte Maria Torres auf dem Friedhof mal wieder mit Adrian gesprochen: Sie wolle umziehen. Raus aus der Dreizimmerwohnung in einem Hochhaus, in der sie so viele Jahre lang gemeinsam gelebt hatten, in der alles sie an ihn erinnerte, in der sie jeden Tag darauf wartete, dass er irgendwann durch die Tür kommt. Ob das okay für ihn sei?

Inzwischen ist sie in eine kleine Wohnung gezogen, Hochparterre mit Garten. Sie wolle versuchen, wieder Freude am Leben zu finden, sagt sie. Sie kocht jetzt manchmal, lädt Freunde ein. Und sie hat aufgeräumt. Hat Adrians alte Regale weggeworfen, seinen alten Monitor, die VHS-Kassetten aussortiert, die er als Kind so gern geschaut hat, *Tom & Jerry*, *Micky Maus*.

Sie träumt oft von ihm, sagt sie. Einmal ruft er nach ihr: »Ma! Ma! Maaaa!« So wie früher, wenn er ihre Aufmerksamkeit wollte. Ein anderes Mal in diesen Träumen steht er neben ihrem Bett und hält ihre Hand. Sie zieht sie weg. Und ärgert sich darüber, als sie wach wird. »Ich habe solche Angst davor, dass Adrian mir entgleitet. Dass ich ihn vergessen könnte«, sagt sie. Gleich am Eingang ihrer neuen Wohnung, an der Garderobe, hat sie wieder seine rote Daunenjacke aufgehängt.

HINTER DER GESCHICHTE:

2019 schrieb Maria Torres eine Mail an die Redaktion des Podcasts ZEIT Verbrechen: Ob ihr die ZEIT dabei helfen könne, herauszufinden, warum ihr Sohn Adrian im Iran ums Leben gekommen war? Um die Erzählungen der Mutter zu überprüfen und Adrians Lebensweg besser nachzuzeichnen, redete die Autorin auch mit Freunden der Familie und Adrians Vater. Sie konnte außerdem die Ermittlungsakten einsehen.

Dieser Text erschien erstmals in der ZEIT
48/2021





In Träumen steht er
neben ihrem Bett und
hält ihre Hand

So ging es weiter

ZEIT Verbrechen: Frau Torres, es ist inzwischen fast sechs Jahre her, dass Sie Ihren Sohn Adrian das letzte Mal gesehen haben. Wie geht es Ihnen?

Maria Torres: Nicht besonders gut. Es heißt ja immer, die Zeit heile alle Wunden. Ich habe das Gefühl, das Gegenteil ist der Fall: Je mehr Zeit vergeht, je mehr Ruhe ich habe, desto unerträglicher wird es für mich. Ich fühle mich schuldig, am Leben zu sein, während Adrian nicht mehr lebt. Mit dem Vermissten und mit der Trauer wird es nur schlimmer über die Jahre. Weil mir immer klarer wird, wie endgültig Adrians Tod ist.

Vor Adrians Tod haben Sie als Friseurin gearbeitet. Können Sie das heute noch?

In meinem Beruf werde ich nie wieder arbeiten können. Zum Friseur zu gehen, das ist etwas Schönes, etwas Leichtes. Aber ich ertrage den Small Talk nicht. Die normalen Probleme anderer Menschen erscheinen mir heute als Nichtprobleme. Wenn man sein Kind verliert, kann man sich danach nicht mehr über das Wetter unterhalten.

Wie sieht Ihr Alltag aus?

Ich besuche nach wie vor mehrmals in der Woche Adrians Grab. Und ich gehe immer noch ins Gericht und schaue mir dort Prozesse an gegen IS-Mitglieder und IS-Rückkehrer. Ich hoffe, dass ich Adrians Beweggründe, sich dem IS anzuschließen, dadurch besser verstehen kann. Ich habe dort in den vergangenen Jahren viel gelernt darüber, wie der IS hier in Frankfurt und Umgebung junge Menschen rekrutiert hat. Manchmal gebe ich Workshops, bei denen ich von Adrian erzähle. Und ich habe einen Verein gegründet, »Never Forget Adrian«, damit will ich Eltern helfen, deren Kinder sich radikalisierten oder radikalisiert haben.

Sie haben also Kontakt zu anderen Eltern, deren Kinder sich dem IS angeschlossen haben?

Ja, viel sogar. Ich sehe bei diesen Eltern, dass es schwierig ist, wenn du Angst vor deinem eigenen Kind haben musst. Und ich stelle mir immer vor, wie ich mich ver-

halten würde, wenn das Adrian wäre. Wie wäre er gewesen, wenn er zurückgekehrt wäre? Hätte er dann noch in der Ideologie festgehalten? Hätte man es geschafft, ihn wieder auf einen guten Weg zu bringen? Hätte er wieder Fuß gefasst in der deutschen Gesellschaft?

Haben Sie durch Ihre eigenen Recherchen inzwischen etwas Neues erfahren über den Tod Ihres Sohnes?

Die deutschen Geheimdienste sammeln immer noch Informationen, das weiß ich. Aber ansonsten hat sich nicht viel getan.

Der Prozess gegen Ferhat Kaya* wurde eingestellt. Er ist der Freund, der sich gemeinsam mit Adrian und seiner Ehefrau Selima dem IS anschließen wollte. Ihm wurde vorgeworfen, einen Anschlag geplant zu haben.

Der Prozess wurde eingestellt – leider. »Leider« sage ich nicht wegen Ferhat, sondern wegen Selima. Ich hätte sie gerne als Zeugin vor Gericht gesehen. Ferhat habe ich einmal getroffen, das war im vergangenen Winter. Wir haben einen langen Spaziergang gemacht und waren an Adrians Grab. Er war nett und sympathisch. Aber als ich ihn gefragt habe, warum er ausgereist ist damals, und er mir gesagt hat, er habe Märtyrer werden wollen, konnte ich nur schwer damit umgehen. Adrian hatte ja die gleichen Absichten. Das tut mir weh: die Vorstellung, dass mein Kind ein Terrorist werden wollte.

Was macht diese Vorstellung mit Ihnen?

Immer wieder sage ich mir: Hätte ich doch nur mehr gemacht. Hätte ich doch nur früher reagiert. Hätte ich Adrian retten können? Ich werde verfolgt vom »Hätte ich«.

Wissen Sie, was Adrians Witwe Selima B. heute macht?

Ich weiß nichts Neues über sie. Ich glaube, sie lebt noch immer in Tunesien. Ich finde es so ungerecht, dass sie dort offenbar ein ganz normales Leben führen kann. Auch deshalb habe ich in den letzten Jahren den Glauben ans System verloren.

Was meinen Sie damit? Wer ist »das System«, und wovon genau sind Sie enttäuscht?

Mein Sohn ist gestorben – und ich bin enttäuscht, dass niemand zur Rechenschaft gezogen wird, dass keine Hintermänner festgenommen werden. Die Typen, die damals Adrian rekrutiert haben, laufen immer noch frei rum. Die Behörden wissen genau, wer diese Leute sind. Aber sie tun sich schwer damit, sie festzunehmen. Die Hintermänner begehen ja keine direkte Straftat. Sie sind nur diejenigen, die andere anstiften, Straftaten zu begehen. Ich habe den Beamten gesagt: Ihr beobachtet und beobachtet und beobachtet – aber es passiert einfach nichts.

Hängt Adrians rote Daunenjacke noch immer an Ihrer Garderobe?

Ich musste noch mal umziehen vor ein paar Monaten. In meiner neuen Wohnung habe ich seine rote Daunenjacke wieder an die Garderobe gehängt – so wie in meinen letzten beiden Wohnungen. Aber ich musste sie abhängen. Ich habe es nicht mehr ertragen, die Jacke ständig zu sehen. Ich habe sie in den Schlafzimmerschrank gelegt, wo sie mir nur noch selten begegnet.

Ihnen ist das Schlimmste widerfahren, was einem Elternteil passieren kann: Sie haben Ihr Kind verloren. Es klingt so, als sei Ihr Leben immer noch sehr dominiert von Adrian. Gibt es etwas, das Ihnen Hoffnung macht?

Hm. Da muss ich lange überlegen ... Nein, nicht wirklich. Alles, was mich am Leben hält, dreht sich um Adrian. Ich würde in Zukunft gerne an Schulen gehen, um junge Menschen vor den Rekrutierern in unserer Gegend hier zu warnen. Meine Hoffnung ist, dass ich wenigstens eine einzige Person davon abbringen kann, sich dem Hass anzuschließen. Dass vielleicht einem Menschen das erspart bleibt, was Adrian passiert ist. Es würde Adrians sinnlosen Tod ein ganz kleines bisschen weniger sinnlos machen.

* Name geändert

